



Mit Maske im Freien und auf Abstand – auch beim Gespräch mit unserer Reporterin waren die Hygieneregeln streng.

Fotos: Christine Vinçon

Abstand halten, aber in Kontakt bleiben

Lockdown und die Corona-Folgen: Wie Pflegepersonal und Bewohner eines Altenheims das erlebten

Von Laurie Hilbig

Pötzlich war alles anders: Die Corona-Krise war eine große Herausforderung für die Altenpflege. Wie ging es dem Pflegepersonal und den Bewohnern während des Lockdowns? Was hat sich verändert? Und vor allem: Wie geht es ihnen heute? Wir wollten dies herausfinden und waren zu Gast im St. Jodok-Stift.

Marzena Klyszcz-Podrzycka ist seit 15 Jahren Pflegerin im St. Jodok-Stift – und das von Herzen gern. Wie war es für sie zu Beginn der Corona-Krise? „Eine starke psychische Belastung für die Bewohner, aber auch für das Pflege-

personal.“ Den Senioren zu erklären, wieso ihre Familien nun erstmal nicht mehr kommen werden, sei schwierig gewesen. „Wir haben eine Patientin, die nur hören, aber nicht mehr sprechen kann“, erzählt die Pflegerin. „Ich weiß noch, als ich zu ihr reinkam, mit Maske. Sie machte große Augen und sah ängstlich aus.“ Klyszcz-Podrzycka versuchte, ihr die Sorgen zu nehmen und sagte: „Ich bin es – Marzena! Haben Sie keine Angst. Ihrer Familie geht es gut, sie sind gesund. Aber leider können sie momentan nicht persönlich zu Ihnen kommen.“ Sie erinnere sich noch genau an den Blick, den die alte Dame ihr als Antwort gab, erzählt die Pflegerin. „Ihr liefen Tränen über das Gesicht.“



Marzena Klyszcz-Podrzycka ist seit 15 Jahren Pflegerin im St. Jodok Stift.

Auch der Personalmangel sei herausfordernd gewesen. Eine Kollegin hatte einen Corona-Verdachtsfall in der Familie. Demzufolge musste sie zwei Wochen zuhause bleiben – eine zusätzliche Belastung für das Pflegepersonal.

Normalerweise seien die Angehörigen eine große Hilfe, indem sie die Bewohner in den Garten begleiten, mit ihnen sprechen, ihnen Gesellschaft leisten. „Auch die Seele muss gepflegt werden“, sagt Klyszcz-Podrzycka. Die Angehörigen durften erstmal nicht kommen, so fehlte diese Unterstützung. Marzena Klyszcz-Podrzycka ließ ihren Urlaub sausen, es gab zu viel zu tun. Die Angehörigen riefen oft auf Station an, gleichzeitig wartete der Me-

dikamentenlieferdienst unten vor der Tür. Es war anstrengend für Marzena Klyszcz-Podrzycka. Doch nach und nach gab es neue Lösungen im St. Jodok-Stift. „Trotz eingeschränkter Internets konnten wir es den Bewohnern ermöglichen, über Skype mit ihren Familien zu kommunizieren.“ Das St. Jodok-Stift biete zudem ein umfassendes Freizeitprogramm an, um den Bewohnern ein gutes Leben zu ermöglichen, um ein Stück Normalität zu wahren.

Die Hygienemaßnahmen werden weiterhin sehr streng eingehalten. Doch es ist leichter geworden, sagt die erfahrene Pflegerin. Die Devise: Abstand halten und trotzdem in Kontakt bleiben.

„Einsamkeit kenne ich nicht“

Eilig kommt Alois Fink zum Gespräch. „Heute bin ich wirklich gestresst“, erklärt er. Nein, langweilig sei ihm nicht. Heute nicht und damals, als die Corona-Zeit begann, auch nicht. Erst kurz vor dem Lockdown ist der 80-Jährige in das St. Jodok-Stift gezogen. Alois Fink war glücklich darüber. „Meine Frau ist letztes Jahr gestorben. Noch vor ihrem Tod haben wir dieses schöne Altenheim besichtigt, so musste sie sich keine Sorgen um mich machen.“ Hier sei er sehr gut aufgehoben. „Ich habe eine tolle Zweizimmer-Wohnung bekommen und war unendlich dankbar dafür.“

Klar, es sei eine große Umstellung gewesen – vom eigenen Haus in das Altenheim. Und von der Freiheit und einem flexiblen Leben in die Quarantäne. Kurz bevor der Lockdown im März kam, hatte Fink noch Zeit, sich einzurichten und das Nötigste einzukaufen. Die Corona-Zeit

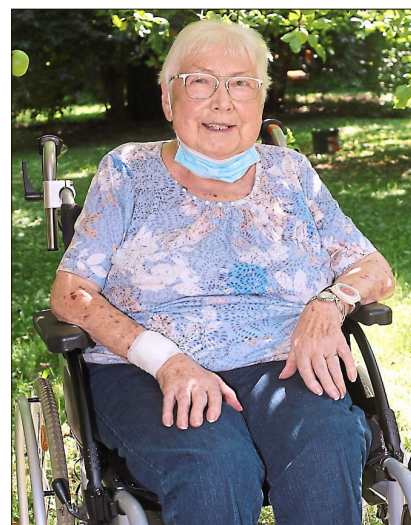
nutzte er, um die anderen Bewohner kennenzulernen. Nur seine 7000 Schritte mit dem Schrittzähler jeden Tag zu schaffen, das ging erstmal nicht mehr. Denn Alois Fink geht sehr gerne spazieren, am liebsten auf den Hofberg. Sonst fehlte es ihm aber an nichts, sagt Fink. Er richtete sich seine Wohnung ein, sortierte die CDs in seinen Schrank.

Seinem Nachbarn, Herrn Brandl, „fehlten die Konzerte, die er sonst immer besuchte. Also habe ich ihn mit klassischer Musik versorgt“, erzählt Fink. Auch eine Brieffreundschaft mit einer Schülerin pflegt der 80-Jährige nun seit der Corona-Zeit: Das Hans-Carossa-Gymnasium hatte die Idee dazu. Denn Alois Fink hat keine Kinder und seine Verwandtschaft wohnt weit entfernt. Doch er weiß sich zu beschäftigen, hat nun auch einen Französischkurs begonnen. Einsamkeit? „Nein, alleine fühle ich mich nie.“

„Diese Kontaktsperren fand ich furchtbar“, erzählt Hildegard Krämer. Sie sei längere Zeit im Krankenhaus gewesen, was aber nichts mit Corona zu tun hatte. Danach kam die Reha. Insgesamt sei sie dreimal in Quarantäne gewesen. Dann nach Hause zu kommen und dauernd auf dem Zimmer sein zu müssen, das habe sie traurig gefunden. „Ich habe meine Kinder und meine Enkel sehr vermisst.“ Das Leben im Heim ist heute wieder leichter. Aber grundsätzlich habe das St. Jodok-Stift alles getan, um den Bewohnern Ablenkung zu ermöglichen. „Ich gehe sehr gerne zu den Konzerten im Garten.“

Die letzten Monate waren eine gesundheitlich schwierige Zeit für Krämer. Doch es gab ein Ereignis,

„Oma ist eine Kämpferin!“



Hildegard Krämers Ansporn: ihre Urnenkelin kam zur Welt.

das sie motiviert hatte weiterzumachen: „Ich bin Uroma geworden“, erzählt Krämer stolz. „Die kleine Sophie kam zu uns auf die Welt.“

Als es nicht gut um sie stand, war die Familie für sie da. „Ich weiß, dass Oma eine Kämpferin ist!“, sagte ihr Enkel. Er sollte recht behalten. Heute gehe es ihr wieder besser. Besonders glücklich war Krämer für die Möglichkeit, mit Angehörigen über Skype zu sprechen. Da habe das St. Jodok-Stift ganze Arbeit geleistet.

Auf den kommenden Winter blicke sie mit Sorge, sie befürchte eine zweite Welle. Momentan jedoch holt ihre Tochter sie gerne nach draußen. „An der Isar sitze ich besonders gerne.“ Das Wasser, das sich sanft bewegt, beruhige sie.

Es kommt wie es kommt



Die Corona-Zeit war für Alois Fink die ideale Möglichkeit, sich richtig im Altenheim einzufinden.

Foto: Laurie Hilbig

50 Jahre war Peter Brandl auf der ganzen Welt unterwegs. Er war Seemann, die letzten 20 Jahre Kapitän. Wie sich Freiheit anfühlt, dass wisse er also. „Das war dann zu Corona-Zeiten schon etwas ungewohnt, nicht mehr einfach so rausgehen zu können“, so Brandl. Angst vor Corona habe er aber nicht. Er habe sowieso einige körperliche Leiden. „Ich war schon 14 Mal im Krankenhaus.“ Wenn er abends zu Bett gehe und am nächsten Morgen nicht mehr aufwache, dann sei es eben so, sagt er. Es kommt, wie es kommt.

Langeweile kommt bei Brandl jedoch nicht auf, er weiß sich zu beschäftigen. Zum Orgelkonzert geht er regelmäßig. Außerdem informiere er sich sehr gerne über Geschichte, liest Bücher über die alten Römer oder das Mittelalter. Und dann

gibt es da noch ein Herzensprojekt: Er setzt sich für Menschen mit Behinderung ein, ist beim Behindertenbeirat der Stadt tätig. „Wissen Sie, erst wenn man selber im Rollstuhl sitzt – so wie ich –, dann weiß man, wie schwer es ist, in der Stadt barrierefreie Zugänge zu finden.“ An einer Broschüre arbeiten sie bereits, die Menschen mit Behinderung zeigen soll, wo sie in Landshut barrierefreie Räume finden können. Mal eine Zeit ohne Gesellschaft zu sein falle ihm jedenfalls nicht schwer. „Auch als Kapitän war ich schon viel alleine, das brachte der Beruf mit sich“, erinnert er sich. Zwei Neffen hat Brandl jedoch, die trifft er manchmal außerhalb des Stifts. Ein kurzer Anruf genügt und dann sitzen sie alle zusammen. „Das ist schön.“



Peter Brandl engagiert sich beim Behindertenbeirat der Stadt.